

Ärzte und Heilmittel im alten Zürich

Autor(en): **K.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **54 (1946)**

Heft 42

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-557167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS ROTE KREUZ

LA CROIX-ROUGE

Organ des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Schweizerischen Samariterbundes - Organe officiel de la Croix-Rouge suisse et de l'Alliance suisse des Samaritains

Aerzte und Heilmittel im alten Zürich

K. S. Ein Rückblick in frühere Zeiten hat immer wieder Fesselndes in sich, regt zu Beschaulichkeit und Nachdenken an. Die trüben Erlebnisse der Gegenwart und die sorgenumdüsterte Zukunft lassen uns Vergessen in der Erinnerung suchen. «Die gute alte Zeit», wie verklärt und heimelig tönen die Wortel Aber hier wie überall ist nicht alles Gold, was glänzt, und genau aus der Nähe betrachtet sieht manches ganz anders aus, als es unter der Palina der fernern Erinnerung soeben noch schien, und vieles wird so entzaubert.

In diesem Sinne werden wir an dieser Stelle verschiedentlich Zeitbilder aus früheren Tagen bringen, speziell auf medizinisch-hygienischem Gebiet. Hier sind ja die seither gemachten Fortschritte bei genauem Hinsehen doppelt augenfällig. Wir erkennen, wie primitiv es früher zuging, wie viel mehr früher, auch in normalen Zeiten, die Menschen körperlich litten und an Krankheiten zugrunde gingen. Für die Kriege trifft die Feststellung allerdings — so traurig es ist — heute nicht mehr zu. Tief ist Europa mit dem heutigen Völkerelend in die Zustände früherer Jahrhunderte zurückgesunken!

Die folgenden Ausführungen über die Wanderhandwerker im alten Zürich — zu denen gerade auch die Aerzte gehörten — sind dem als Sonderabdruck aus der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienenen Werk «Verfassung und Stände im alten Zürich», von Dr. Leo Weiss, entnommen. Das prächtige Werk ist leider vergriffen und nicht mehr erhältlich.

Wandernde Mediziner

Unter den Wanderhandwerkern, die das alte Zürich zu besuchen pflegten, kam den Aerzten die grösste Bedeutung zu. Lange Zeit gab es überhaupt nur wandernde Mediziner. Ein Dorf, ein Städtchen, vermochten allein keinen Arzt zu ernähren, und so mussten sie durch Umherziehen den Kundenkreis zu erweitern suchen. Gar gelehrte Köpfe waren es nicht; ihre «Kunst» bestand in der Hauptsache im Pulsfühlen, Pulsdeuten, im Harnschau und im Aderlass. Die Diagnose erfolgte vielfach im Sinne jener Lehre des berühmten Arnoldus Villanovanus von Montpellier (1300), die den Medizinbeflissenen riet: «Weisst du bei Betrachtung des Urins nichts zu finden, so sage, es sei eine obstruction der Leber zu merken. Sagt der Kranke, er leide an Kopfschmerzen, so musst du sagen, sie stammen aus der Leber. Besonders aber gebrauche das Wort obstruction, weil sie es nicht verstehen, und es kommt viel darauf an, dass sie es nicht wissen, was man spricht.» Nichtsdestoweniger wurde aus Zürich 1306 ein gelehrter Bruder Berchtold aus Freiburg für immer verbannt, weil er «messe las ohne geweiht zu sein und sich artzneyen annahm, das er nit kann noch nit gelernt.»

Die Stadt trachtete schon sehr früh, gelehrte Internisten, womöglich Doctores, zur Verfügung zu haben, und sie wurde in diesem Bestreben nur noch unterstützt, als das Reichsoberhaupt, König Sigmund, im Jahre 1426 auf dem Basler Konzil ein Gesetz erliess, durch welches alle Reichsstädte verpflichtet wurden, besoldete Meisterärzte

oder Stadt-Physici zu halten. «Item es soll auch gewöhnlichen in jeder rychsstatt ein meister-arzet seyn: der soll haben 100 gulden geldes, die mag er niessen von einer kilchen, das ward geordnet im concilio Lugdunensi, also dass demnach die kirch keinen gepresten habe und besser in der ordnung stehe. Und soll er meniglich artzneyen umbsonst und soll syn pfründ verdienen ernstlich und getrürlich. Was man köstlich ding aus der appentek haben muss, soll man wohl bezahlen, aber von den armen soll man nichts nehmen darum, dass er sein pfründ neuset. Denn die hohen meister in der physica dienend niemand umbsonst, darumb fahrend sy in die höll.» Auch die Ausübung des Scherer- (Barbier) und Bader-Handwerkes, das vielfach in die Medizin langte, wurde früh an die Absolvierung einer zwei bis vier Jahre dauernden Lehrzeit und an die Aufnahme in die Gesellschaft dieser Handwerker, der meistens eine strenge Prüfung mit Meisterstück-Lieferung vbranging, gebunden. Scherer und Bader besorgten aber auch in Zürich die «Chirurgie», d. h. wörtlich übersetzt «das Handwerk». So bildete sich in der Stadt bald ein

ansässiger Aerzte- und Chirurgen-Stand,

der auswärtige Patienten oft zu sich ins Haus nahm und so auch für die Landschaft wichtig wurde. Neben diesen Chirurgen trieben natürlich auch die Hebammen, die geschworenen Weiber und die sog. Wasserbrennerinnen Medizin; sie verbanden diese Kunst meistens mit der noch wichtigeren der Heiratvermittlung. In der Wundbehandlung aber erwuchs den rechtmässigen Chirurgen in den Schmieden, Hengern, Totengräbern und Abdeckern eine starke Konkurrenz. Kein Wunder daher, wenn sich der Chirurgenberuf keines besonderen Ansehens erfreute. Man hielt ihn Jahrhunderte hindurch für unehrenhaft, und dieses Vorurteil vermochte nicht einmal Karl V., der die Chirurgie für «ehrlich» erklärte, aus der Welt zu schaffen; Kaiser Rudolf II. musste die Ehrlichkeit der Chirurgen im Jahre 1577 nochmals im Wege eines Reichsgesetzes festlegen.

Die ansässigen Wundärzte unterliessen gefährliche Eingriffe im allgemeinen überall; sie gingen dem Risiko, Körperschaden oder gar den plötzlichen Tod der Patienten herbeizuführen und dadurch den Ruf des Chirurgenstandes zu schädigen, vorsichtig aus dem Wege. Man überliess diese Fälle nur zu gern den fahrenden Heilkünstlern, und so entwickelten sich diese mit der Zeit zu Spezialisten, in deren Reihe wir Zahnbrechern, Bruch- und Steinschneidern, Ohrenöffnern, Starstechern und andern Okulisten, ferner Chirurgen für schwierige, allzu blutige Operationen begegneten, die bis ins 18. Jahrhundert hinein die Chirurgen blieben.

Die Kenntnisse dieser Spezialisten

waren im Mittelalter in einem wohl langsamen, doch steten Wachsen begriffen. Dementsprechend besserte sich auch das Ansehen der Aerzte, die — wie wir sahen — bald «ehrlich» wurden. Luther gab

dieser Achtung vor dem Stande beredten Ausdruck, als er schrieb: «Ein Arzt ist unseres Herrn Gottes Flicker, hilft leiblich, wir Theologen geistlich, dass wir die Sache gut machen, wo uns der Teufel verderbet hat. Der Teufel gibt Gift, den Menschen zu töten, der Arzt gibt Theriak oder andere Arznei, hilft also der Kreatur durch Kreatur, welche ihre Herkunft hat nicht aus den Büchern, sondern Gott hat sie geoffenbart.» — Nach der Reformation trat eine allgemeine und äusserst starke Niveausenkung ein. Die energische Bekämpfung des Bettelwesens einerseits, die verheerenden Kriege rings um die Schweiz andererseits, haben grossen Menschenmassen zu Hausierern, fahrenden Leuten aller Art, aber auch zu «Ärzten» gemacht. Ein «wissenschaftliches» Mäntelchen sich umhängend, überfluteten «Spezialisten», deren Handwerk noch freie Kunst war, die Länder, zogen dem Volke mit unglaublichen Betrügereien das Geld aus der Tasche und fügten überdies ihren Patienten oft noch den schwersten Schaden zu. Der Aerzteberuf bekam ein völlig neues, verändertes Gesicht. Er wurde unseriös und überaus laut. Der Konkurrenzkampf verschärfte sich in einem unheimlichen Masse, die Reklame musste entsprechend gesteigert werden. Die medizinischen Kenntnisse dieser Neulinge standen aber in umgekehrtem Verhältnis zum Stimmumfang, mit welchem ihr Wissen und Können, ihre «Kunst», gerühmt wurde. Vor der Reformation übten die Wanderärzte ihren Beruf hauptsächlich in den Herbergen, Wirtshäusern und Spitalhöfen aus, mit der Mitte des 16. Jahrhunderts verlegten sie ihre «Operationsstätten» an die Strasse, auf die Marktplätze. Öffentlich, auf Tribünen (in Zürich Brügi, Theatrum genannt), die auf Kosten der «Ärzte» vom Bauamt errichtet und von den Heilkünstlern mit chirurgischen Werkzeugen, Arzneigefässen, auffallend gross gesiegelten Diplomen und Attesten, astrologischen Tafeln und sonstigen Bildern herausgeputzt wurden, nahm man die Operationen vor, und zahlreiche ausgezogene Zähne und «herausoperierte» riesengrosse Steine, auf Schnüren aufgereiht, zeugten von der Tüchtigkeit der Meister. Um ihren Ruhm in das richtige Licht rücken zu lassen, führten diese Aerzte in der Regel mindestens einen Schreier mit sich, der das Publikum mit Possenreissen, Trompetenstössen, Vorführungen auf dem Seil oder mit Affen, Papageien, dressierten Haustieren usw., anzulocken, ihm Pulver, Pillen und Salben zu verkaufen, und seine Aufmerksamkeit von dem Wehgeschrei der «Operierten» mit durch Trommelwirbel gesteigertem Lärm, Gauklerei oder Bilder-Erklärungen abzulenken hatte. Es zogen oft auch fingerfertige «Assistentinnen» mit, die den Patienten einen Rausch beizubringen hatten und dabei häufig ihre Säcke leerten, dem Meister Hilfsdienste leisteten, dem Volk den Gebrauch der Medikamente und der Salben vordemonstrierten und dergleichen mehr.

Diese Art «Ärzte» gaben Abraham a Sancta Clara den Anlass, die meisten ihres Standes, vor allem aber die Zahnbrecher, die allem Anschein nach die lautesten und aufdringlichsten waren, für liederliche und nichtsnutzige Gesellen zu erklären, die sich «auf das Lügen und Betrügen stattlich verstehen, und mit etlichen Brettern eine Universität aufrichten, allwo sie den Bauern und gemeinen Leuten mit ihrem grundlosen Predigen das Geld aus dem Beutel locken. So wenn einer etliche Wurzeln herauszieht und beteuert es hoch, dass er sie selbstn dreizehn Meilen hinter Syrakus habe aus dem Meerestad ausgegraben, denn diese seien besonders gut für das verfallene Gehör. Dabei geben sie gar oft auch an, wie dass die Könige in Paphlagonien solche an den Ohren zu tragen pflegen und davon ein solch scharfes Gehör bekommen, dass sie ein altes Weib über dreissig Meilen weit husten hören! Mit dergleichen wurmstichigen Predigten betrügen sie sehr viel einfältige Leute; es sollen aber dieses Gelichters Zahn-Aerzte gleichwohl gedenken, dass das Heulen und Zahn-Klappern ihnen nicht wird ausbleiben.»

Die Arbeitsgebiete und Heilmethoden der «Spezialisten» wurden durch diese Entwicklung in unheilvoller Weise beeinflusst.

Die Zahnbrecher

z. B. waren wohl auch früher keine gelehrten Chirurgen. Ihre Kunst ging selten über das Ausziehen der Zähne und das Herstellen von Zahnwehmitteln. Diese waren meistens sehr einfach und drastisch. So das Pulver aus Sandstein und Pfeffer, das man auf den schmerzenden Zahn legte, «bis es nimmer beisst noch hitzt, darnach so waschs mit einem wasser ussem mul». Aber damit begnügten sich die Neulinge nicht, sie gingen weiter. Ihre neue Kunst bestand in der Vertreibung der «zahnfressenden Würmer», die nach mittelalterlicher Anschauung die meisten Zahnleiden verursachten. Sie gingen gegen sie vor, indem sie den Kranken, «unter einem Leintuch sitzend, auf ein glühendes Kohlenbecken Bilsensamen streuen, hierüber einen Blechtrichter stülpen und den Rauch narkotischen Samens durch das Trichterrohr an den schadhafte Zahn leiten liessen. Durch die narkotische Wirkung des Bilsenrauches verschwanden die Schmerzen, auf dem glühenden Kohlenbecken aber sprang der weisse Kern des Bilsensamens aus der grauen Schale heraus und wurde von der unwissenden Menge leicht für den böartigen Wurm des Zahnes angesehen.» (Peters). So musste man nicht einmal mehr

Zähne ziehen und dennoch war man ein «tüchtiger» Zahnarzt. Und ähnlich ging es bei den andern Spezialisten zu; man suchte mit Bruchbändern, steinlösenden Mixturen, Salben, Brillen u. dgl. mehr, zu kurieren, denn das war ungefährlicher und meistens auch einträglicher. (Ueber «Fahrende Zahnärzte im alten Zürich» schrieb Dr. Siegmund Hurwitz 1929 eine hübsche Arbeit, auf die ausdrücklich hingewiesen werden soll).

So wagte man sich jetzt, auch an die schwersten, bisher für unheilbar gehaltenen Krankheiten heranzumachen und sie (Tuberkulose, Krebs, Kropf, Aussatz, Epilepsie, Podagra usw.) mit allerhand neuen Mittel zu kurieren suchen. Bei der Herstellung dieser Mittel spielte eine wissenschaftliche Richtung des 16. und 17. Jahrhunderts,

die Jatrochemie bzw. Jatrophysik

eine grosse Rolle. Diese suchten die physiologischen und pathologischen Erscheinungen des menschlichen Körpers erstmals durch chemisch-physikalische Zustände und Vorgänge zu erklären und die Krankheiten demgemäss mit chemischen Präparaten bzw. durch physikalische Beeinflussung zu heilen. Der Ausgangspunkt bildete natürlich noch die Annahme, dass der Stein der Weisen der Alchimisten zugleich auch das universellste und mächtigste Heilmittel sei. Aus «ihm» wurden unzählige Geheimmittel abgeleitet, die ein richtiges Mischungsverhältnis zwischen dem philosophischen Quecksilber, Schwefel und Salz, den Grundbestandteilen unseres Körpers nach der alchimistischen Lehre, herbeiführen sollten. Diese neuen Mittel verlegten das Hauptinteresse vieler «Ärzte» auf die Medikamenten-Krämerei, die jetzt mächtig aufblühte und rasch zu grossem Unfug führte. Quacksalber und sonstige vielschwatzende Charlatane (aus dem ital. ciarlare, schwatzen) begnügten sich mit den Produkten der neuen Chemie nicht. Sie brauchten immer «exotischere» Arzneien, um für sie viel verlangen zu können, und so tauchten im Dreissigjährigen Krieg die «Dreckmittel», nach dem Krieg aber gedörrtes Menschenfleisch, Mumienlatwerge, Nilpferdzahn-Pillen und die berühmten Vipern-Pastillen auf, die ihre Legitimation aus der Tatsache schöpften, dass auch der Theriak einen Zusatz von Schlangenfleisch hatte.

Doch nicht nur mit Medikamenten trieb man jetzt Unfug. Die Chirurgen wollten auch nicht zurückbleiben und erländen die Kunst, Geisteskrankheiten mit dem Messer zu heilen. Sie gingen dabei von dem allgemein verbreiteten Glauben aus, dass diese Krankheiten durch das Eindringen fremder Körper in das Gehirn entstehen. Um sie zu heilen, wurden die Kranken öffentlich operiert und der Chirurg holte, unter Anwendung von Taschenspielerkünsten mit einer Zange den «bösen Stein», Ohrenwürmer, Hummel, Spinnen, Getreidekörner, Kirsch-, Apfel- und Zwetschgenkernen usw. aus dem Schädel heraus. Kleinere Würmer, Mücken und Grillen wurden aus dem Kopf mit Dampf herausdestilliert und aus dem Bauch abgezapt. (Sonderbarerweise scheinen diese Methoden oft vorübergehende Heilung herbeigeführt zu haben.)

Im Gegensatz zu diesen Absonderlichkeiten hat die geschilderte Entwicklung auch einige Lichtpunkte von grosser Tragweite aufzuweisen. Der Jatrophysik verdanken wir die von Harvey (1616) gemachte Entdeckung des Blutkreislaufes und ein Wander-Okulist brachte den Schweizer Schnyder auf den Gedanken, Gläser zylindrisch zu schleifen, wodurch die Brillen auf einen Schlag wesentlich verbessert wurden.

Die Mißstände, die sich seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts im Aerzte- und Chirurgenstand einnisteten, untergruben auch den Respekt, ja die Feierlichkeit, mit welcher bis dorthin die Universalmittel:

Theriak und Mithridat

(eine mit dem Theriak verwandte Latwerge ohne Schlangenfleisch-Zusatz, deren Zusammensetzung Mithridates Eupator, der König von Pontus, erfunden haben soll), hergestellt wurden. Zuerst liess man nur die kostspieligeren Bestandteile weg, vor allem die aus Venedig importierten Trochisci de viperis, hieraus die Bezeichnung: Trochisten, Drogisten; aber bald ging man noch weiter. Wie weit, das erzählt in köstlicher Weise Grimmelshausen im vierten Buch (8. Kapitel) des abenteuerlichen Simplicissimus. Simplex war gar nicht verlegen, die Giftwidrigkeit seines aus Wachholderlatwerge, Eichenlaub, Weidenblättern usw. hergestellten Mittels, mangels einer Schlange, an einer Kröte, «welche im Wasser geboren und erzogen und kein ander Element oder Liquorem leiden kann», zu demonstrieren, die zu diesem Zwecke in Brantwein, den «die Leute für Wasser ansahen» und in den er «Theriak» gegeben hatte, gesteckt wurde. «Da fing es dergestalt an darin zu wüten und zu zappeln, ja viel ärger zu tun, als ob ich's auf glühende Kohlen geworfen hätte, weil ihm der Brantwein viel zu stark war, und nachdem es so eine kleine Weile getrieben, verreckte es allgemach und streckte alle vier von sich. Die Bauern sperrten Maul und Beutel auf, da sie diese so gewisse Probe mit ihren Augen angesehen hatten. Da war in ihrem Sinn kein besserer Theriak

in der Welt als der meinige, und hatte ich genug zu tun, den Plunder in die Zettel zu wickeln und Geld dafür einzunehmen. Es waren etliche unter ihnen, die kauften's wohl drei-, vier-, fünf- und sechsfach, damit sie auf den Notfall mit so köstlicher Giftlatwerge versehen wären, ja sie kauften auch für ihre Freunde und Verwandte, die an andern Orten wohnten...» Und dies alles Bauern, die sehr vorsichtig waren, denn «es gebe der Betrüger soviel im Land, dass die Leute gewaltig mit dem Geld zurückhielten, wann sie keine gewisse Probe vor Augen sähen, dass der Theriak ausbündig gut wäre». «So löste ich», berichtet der abenteuerliche Theriakkrämer, mit «der Narrenweise, da doch kein Markttag war, denselben Abend zehen Kronen und doch noch mehr als die Hälfte meiner Ware behielt. Ich machte mich aber noch dieselbe Nacht in ein ander Dorf, weil ich besorgte, es möchte etwan auch ein Bauer so kurios sein und eine Krotte in ein Wasser setzen, meinen Theriak zu probieren, und wann es dann misslinge, mir der Buckel geraumt werden.» Solange Kröten zu finden waren, «bedurfte ich auch keines Affen oder andrer seltsamen Tier zum Stand, die närrische Leute herzubringen, ich hatte auch zu Paris von einem teutschen Taschenspieler artliche Stücklein mit der Karten zu üben gelernt, damit ich die Leute herbeigaukeln und aufhalten konnte, bis ich meinen Theriak obigergestalt probierte und den Umstand bewegte, die Riemen zu ziehen. Damit ich aber gleichwohl auch die Vortrefflichkeit meiner Giftlatwerge auf eine andere Manier erweisen könnte, machte ich mir aus Mehl, Safran und Gallus einen gelben Arsenicum und aus Mehl und Vitriol einen mercurium sublimatum. Und wann ich die Probe tun wollte, hatte ich zwei gleiche Gläser mit frischem Wasser auf dem Tisch, davon das eine ziemlich stark mit

Aquafort (Scheidewasser) oder Spiritusvitriol (Schwefelsäure) vermischt war. In dasselbe zerrührte ich ein wenig von meinem Theriak und schabte alsdann von meinen beiden Giften soviel als genug war, hinein. Davon ward das einte Wasser, so keinen Theriak und also kein Aquafort hatte, so schwarz wie eipe Tinte; das ander aber blieb wegen des Scheidewassers, wie es war. «Ha», sagten die Leut, «seht, das ist fürwahr ein köstlicher Theriak so um ein gering Geld!» Wann ich dann beide untereinander goss, so ward wieder alles klar. Davon zogen dann die guten Bauern ihre Beutel und kauften mir ab, welches nicht allein meinem hungrigen Magen wohl zu pass kam, sondern ich machte mich auch wieder beritten, prosperierte noch dazu viel Geld auf meiner Reise und kam glücklich an die teutsche Grenze.» «Darum ihr liebe Bauern», mahnt zum Schluss Grimmelshausen, «glaubt den fremden Marktschreibern so leicht nit; ihr werdet sonst von ihnen betrogen, als welche nicht eure Gesundheit, sondern euer Geld suchen!»

Zu dieser Einsicht kam man in Zürich bezeichnenderweise zuerst auch in bezug auf die Qualität des Theriak. Seine Ueberprüfung wurde im 17. Jahrhundert zu einer wichtigen Aufgabe der städtischen Aerzte und diese retteten mit strenger Hand das Ansehen des unentbehrlichen Universal-Heilmittels. Bald hing auch in Zürich auf den kleinen Töpfen, in welchen der überprüfte Theriak verkauft wurde, Schild und Siegel der Stadt, was allerdings ein Missbrauch war, daneben verkündete ein Gedicht die Güte der Ware, ein Gedicht, das mit den Versen endete: «Hier wird nun gereicht des Lebens Freud und Ruhe / Und zwar so köstlich, als wenn's Venedig tue / Drumm hüte dich o Tod! und glaub das sicherlich: Hier wohnt dein ärgster Feind, der ganz entwaffnet dich!»
(Fortsetzung folgt)

Considérations sur la continuation éventuelle de l'activité du Don suisse

Considérant d'une part la possibilité éventuelle de poursuivre son activité et tenant compte d'autre part du postulat de la Commission du Conseil national concernant les secours d'après-guerre, le Don suisse s'est efforcé ces dernières semaines de prévoir la situation probable dans les pays de son travail pendant l'hiver et le printemps prochain et d'estimer quels seront leurs besoins à ce moment-là. Cette étude a été effectuée sur la base des rapports des délégués du Don suisse, des représentants officiels suisses à l'étranger, de l'Unrra, de l'Emergency Economic Council for Europe et d'autres organisations de secours. Les conclusions de l'examen sont en résumé les suivantes: un certain nombre de pays, tels que la Norvège, la Hollande, la Belgique et le Luxembourg n'auront plus besoin de l'assistance du Don suisse; en Italie et en France, des secours sur une échelle réduite seront encore nécessaires; par contre, la situation chez nos voisins d'Allemagne et d'Autriche ainsi que dans les pays le plus douloureusement éprouvés par la guerre, comme la Yougoslavie, la Hongrie, la Pologne, la Grèce et la Finlande, sera encore bien plus précaire qu'immédiatement après la cessation des hostilités. Si nous considérons le résultat de l'étude entreprise, nous constatons qu'il est de notre devoir de prendre position en faveur du Don suisse, dont l'activité doit continuer de manière intensive pendant un certain temps encore.

La différence entre les pays sinistrés et la Suisse sortie indemne de la débâcle reste toujours aussi importante; par conséquent, l'obligation morale et politique existe toujours d'aider à équilibrer cette situation en apportant des secours urgents et en contribuant à la création de conditions favorables à la reconstruction. Le meilleur moyen de donner à notre pays l'occasion de sortir de l'isolement forcé où il se trouve par suite des événements militaires est notre participation active à la lutte contre la misère née de la guerre. La même opinion s'est fait jour en Suède et en Irlande, pays neutres dont la situation ressemble le plus à celle de la Suisse; là aussi, tous les efforts tendent à intensifier l'assistance.

Cette attitude a été encouragée par la session de l'Unrra tenue en Amérique. Presque tous les représentants des pays intéressés aussi bien que les chefs de mission de l'Unrra ont confirmé que l'hiver prochain serait aussi dur que le précédent et que la situation en certains endroits serait même pire encore. Le refus des pays anglo-saxons d'accorder de nouveaux subsides empêche la poursuite de l'activité de cette organisation pour l'année 1947; les représentants de ces nations partagent l'avis que l'Unrra, en tant qu'organisation internationale de secours, a terminé sa tâche qui consistait à apporter une première assistance, et que différents organismes des Nations Unies seront à même de continuer son travail.

Cependant, les sections de l'ONU (commission internationale des réfugiés, organisation internationale de l'hygiène, conseil social et économique des Nations Unies, organisation pour le ravitaillement et l'agriculture, etc.) ne pourront probablement assumer les tâches qui

leur incombent que dans le courant de l'année prochaine; de ce fait, les pays nécessiteux se trouveront au milieu de l'hiver obligés de faire face à de nouvelles difficultés de ravitaillement qui sont dès maintenant à prévoir, sans qu'aucune organisation internationale importante ne puisse leur venir en aide.

Les discussions de l'Unrra à Genève ont eu lieu dans une atmosphère fortement marquée par les difficultés à venir. Le délégué de l'Unrra chargé des opérations en Europe a répété à plusieurs reprises à quel point pourrait être précieuse, juste au moment de la cessation du travail des missions de l'Unrra, l'activité d'une organisation nationale comme le Don suisse, qui a déjà accompli des efforts remarquables et dispose d'expérience et d'excellentes relations. Il est probable également que le Don suisse réussirait à diminuer le choc psychologique qui risque de se produire lors du brusque arrêt des secours de l'Unrra; cette dernière verrait par conséquent d'un œil très favorable la poursuite de l'action suisse.

Un nouvel effort de la Suisse pour essayer de maîtriser dans les pays dévastés les difficultés de l'hiver et du printemps prochain et pour faire la jonction entre les différents secours prouverait aussi que notre pays est à même de collaborer avec d'autres nations dans la lutte pour le rétablissement de la situation en Europe et qu'il n'hésite pas, en des temps difficiles, à faire de lui-même sa part. A notre avis, la cessation de l'activité de l'Unrra pendant l'hiver prochain exigera nécessairement une intensification de notre effort national.

Il ne faut pas oublier non plus que les interventions de la Suisse ont éveillé dans plusieurs pays des espoirs que nous ne devons pas décevoir. L'interruption de secours commencés avec succès n'est généralement pas aussi facile à effectuer que leur mise en train, surtout si la situation reste précaire. Un arrêt brusque risque de mettre en question le travail déjà accompli et nous devons, surtout en ce qui concerne les secours aux pays de l'Est, tenir compte de ce fait.

La poursuite de nos interventions dans certaines régions contribuera beaucoup à rendre possible à la Suisse, état neutre mais membre de la famille des nations européennes, la création et l'intensification des relations dont elle dépend. Souvent, grâce aux secours du Don suisse, de telles relations ont déjà été nouées avec certains pays; des secours en faveur de ces nations au moment de l'arrêt du travail de l'Unrra auront du point de vue psychologique une importance capitale. Nous en avons fait déjà l'expérience en Hollande, lorsque le privilège nous a été donné d'intervenir seuls avec la Suède au cours des heures les plus sombres de l'histoire du pays.

Insistons encore sur le fait que, par son activité charitable, la Suisse contribue à combattre le chaos qui règne à plus d'un endroit en Europe et qui pourra devenir un jour une menace pour nous aussi.

Notre travail à l'étranger représente une mesure active et non négligeable de protection individuelle de notre pays, tant dans le domaine de l'hygiène qu'au point de vue social.